

Slavistik als „Kleines Fach“ und die Geisteswissenschaften in der Hochschulpolitik

Von Sebastian Kempgen (Bamberg)

1. Einleitung

Wenn man sich mit den Perspektiven der Slavistik beschäftigt, dann gilt es zugleich, zwei Aspekte einzubeziehen, aber auch auseinanderzuhalten: erstens ist zu fragen, ob es um genuin slavistische Probleme und Perspektiven geht oder ob beobachtete Befunde und vorgeschlagene Rezepte eher für die Geisteswissenschaften, speziell die Nachbarwissenschaften der Slavistik, allgemein gelten. Mit den Nachbarwissenschaften sind hier insbesondere die modernen westeuropäischen Philologien Germanistik, Anglistik und Romanistik gemeint. Die Notwendigkeit einer solchen Differenzierung gilt in ähnlicher Weise auch für philologische Fächer wie die Klassische Philologie, die Skandinavistik, die Orientalistik usw., die mancherorts Nachbarfächer der Slavistik sind.

Zweitens ist zu bedenken, daß die Slavistik an ihren jeweiligen Standorten immer auch abhängig von der Hochschulpolitik der jeweiligen Universitätsleitungen ist. Dabei kann die Slavistik an einem Standort durchaus – mit anderen Fächern – profilbildend sein, an anderen Standorten hingegen von untergeordneter Bedeutung sein und die strategischen Entscheidungen ihrer Unileitungen nur hinnehmen müssen. Hier kommt dann sofort das Stichwort der „Kleinen Fächer“ ins Spiel, die einerseits die Gefahr der Marginalisierung be-

deuten, umgekehrt aber auch Teil einer aktiven Förderung sein können. Selbstverständlich gibt es zwischen den extremen Positionen immer auch die neutralere, mittlere Haltung, in der ein Fach weder unmittelbar bedroht ist, aber auch nicht speziell gefördert wird. Mit anderen Worten: für die Slavistik ist es, weil sie nicht selbstverständlich zu dem Spektrum derjenigen Fächer gehört, die quasi automatisch an einer Universität vertreten sind, immer auch essentiell, die Haltung ihrer Universitätsleitung zu den Kleinen Fächern zu kennen und einzukalkulieren.¹

Mit der Analyse dessen, was speziell slavistisch an den in diesem Heft und andernorts thematisierten Problemen der Disziplin sein dürfte und wo sie eher als Teil der Geisteswissenschaften zu betrachten ist, wollen wir uns hier nicht im speziellen beschäftigen, sondern uns vielmehr der zweiten Frage etwas genauer widmen, bei der die Slavistik selbstverständlich auch als Teil der Geisteswissenschaften betrachtet wird. Es möge zum ersten Bereich die Anmerkung genügen, daß es offensichtlich scheint, daß auch einige der in diesem Heft versammelten

1 Eine Kartierung der Slavistik-Standorte findet man auf der Webseite der „Mainzer Arbeitsstelle Kleine Fächer“ unter <https://www.kleinefaecher.de/Slavistik/>. Auch die Definitionen, welches Fach als „Kleines Fach“ gilt, kann man hier nachlesen.

Podiumsbeiträge solche Aspekte beinhalten: das Selbstverständnis der eigenen Disziplin im Hinblick auf ein Teilfach wie die Kulturwissenschaft, der Anschluß an Strömungen wie die Digital Humanities, aber auch die Nachwuchsförderung in Graduiertenschulen usw. Umgekehrt ist aus der Binnensicht der Slavistik heraus offensichtlich, daß z.B. die Internationalen Kongresse der Slavistik und deren Modalitäten ein spezielles Problem des Faches darstellen, das es so in den anderen Philologien schon gar nicht mehr gibt – siehe dazu den Beitrag von Gerd Hentschel in diesem Heft (S. 18ff.).

2. Die Slavistik – (k)ein „Kleines Fach“

Die Mainzer Arbeitsstelle nennt folgende Kriterien für Kleine Fächer in Abgrenzung 'nach oben':

„Die Abgrenzung zu mittleren und großen Fächern erfolgt über die folgenden quantitativen Kriterien:

- Zahl der Professuren: Um noch als Kleines Fach zu gelten, sollte ein Fach die Höchstzahl von drei Professuren an nicht mehr als zwei Standorten überschreiten. Oder:
- Zahl der Universitätsstandorte (struktureller Bestand in der Fläche): Ein Fach gilt als klein, wenn es an höchstens 10% der deutschen Universitäten vertreten ist (d.h. an maximal acht der erfassten Standorte).“²

Um die Gültigkeit dieser Kriterien für die Slavistik zu überprüfen, formuliert sie besser positiv um und

fragt also: 1) Hat die Slavistik an deutschen Universitäten an mindestens drei Standorten mehr als drei Professuren? 2) Ist die Slavistik an mindestens neun Universitätsstandorten vertreten?

Da in der zitierten Formulierung beide Kriterien mit einem „oder“ verknüpft sind, bedeutet das nach üblicher Logik, daß nur eines der beiden Kriterien erfüllt sein muß, um als Kleines Fach zu gelten, bzw. umgekehrt, man müßte nur belegen, daß eines der beiden Kriterien auf die deutsche Slavistik nicht zutrifft, damit sie nicht länger als Kleines Fach betrachtet werden dürfte.

Betrachten wir also, wie die Slavistik im Hinblick auf diese Kriterien dasteht.

Zur Zahl der slavistischen Professuren gibt ja glücklicherweise das in jedem Bulletin abgedruckte „Who is Where“ leicht Auskunft. Nehmen wir den letzten verfügbaren Stand, also den von 2015, als Referenz. Mehr als drei Professuren haben die Humboldt-Universität (nämlich 8, inkl JP), die Justus-Liebig-Universität Gießen (nämlich 4), die Universität Hamburg (ebenfalls 4, inkl. 1 JP), die Friedrich-Schiller-Universität Jena (wiederum 4, inkl. einer neuen Stiftungsprofessur), die Universität Leipzig (nämlich 6, sogar exkl. des in der Kunstgeschichte angesiedelten kunstwissenschaftlichen Lehrstuhles) und die Universität Regensburg (4, wenn man die neue Professur für Slavisch-jüdische Studien als slavistische Professur mitzählt).

Mit anderen Worten: selbst wenn man hin oder her diskutiert, ob Juniorprofessuren mitzählen oder nicht, ob die Fachdidaktiken mitzählen oder nicht, ob bestimmte Randbereiche mitzählen oder nicht, so läßt sich nicht wegdiskutieren, daß die Slavi-

2 So auf der Seite <https://www.kleinefaecher.de/in-abgrenzung-zu-grossen-faechern/>.

stik an vier Standorten das genannte Kriterium deutlich und ohne jedes Wenn und Aber erfüllt (Berlin, Gießen, Leipzig, Jena), an zwei weiteren Standorten nominell ebenfalls (Hamburg, Regensburg). Ein klares Faktum, sollte man meinen, das die deutsche Slavistik übrigens vornehmlich Gießen zu verdanken hat, wenn man die Genese der Standorte betrachtet (Berlin und Leipzig waren immer schon groß, Gießen ist es durch die Zusammenlegung mit Marburg geworden, Jena erst jüngst durch die Alexander-Brückner-Stiftungsprofessur).

Was die Anzahl der Standorte betrifft, so verzeichnet das gleiche „Who is Where“ bei konservativer Zählung ca. 30 Standorte, an denen das Fach als philologisches Fach vertreten ist.³ Eine ebensolche Zahl verzeichnet die Webseite der Arbeitsstelle selbst. Damit wird auch das zweite Kriterium deutlich erfüllt und weit übertroffen.

Die historische Betrachtung auch nach den Ausführungen auf der Webseite der Arbeitsstelle Kleine Fächer ergibt keine handfesten Kriterien außer dem offensichtlichen Faktum, daß die Slavistik in Deutschland nie ein Massenfach war und ist. Die Arbeitsstelle selbst spricht aber nicht von einer Dualität Massenfach vs. Nicht-Massenfach, wobei Nicht-Massenfächer automatisch kleine Fächer sind, sondern spricht von kleinen, mittleren und großen Fächern – siehe das oben genannte Zitat.

Fazit: in Bezug auf beide oben zitierten Kriterien ist die Einordnung der Slavistik als Kleines Fach nach den eigenen Kriterien der Arbeitsstelle falsch! Man

3 Mainz und Germersheim werden hierbei z.B. nur als ein Standort gezählt, die FU Berlin nicht berücksichtigt usw.

muß also einfach nur einmal genau nachzählen.⁴

Die Abgrenzung der Kleinen Fächer „nach unten“ ist für die Slavistik ebenfalls völlig unkritisch und braucht hier nicht weiter thematisiert zu werden.⁵ Wichtig ist nur, daß die hier getroffenen Aussagen für die Slavistik als ganze gelten. Betrachtete man die gleiche Frage auf der Ebene von Teilfächern (Sorabistik, Bohemistik, Bulgaristik usw.), so würde man für diese zugegebenermaßen zu anderen Ergebnissen kommen. Ebenso kommt man natürlich zu teilweise anderen Ergebnissen, wenn man einen einzelnen Standort betrachtet: an dem die Slavistik selbstverständlich klein sein, marginal sein, aber oft eben auch „normal“ ausgebaut. Aber es geht ja in dieser allgemeinen Betrachtung nicht um den einzelnen Standort.

Daß die Slavistik sich also nicht zu verstecken braucht, eigentlich kein „Kleines Fach“ ist, sondern hier etwas selbstbewußter auftreten könnte, sei noch einmal in aller Deutlichkeit gesagt. Dies gilt im übrigen auch für die Studierendenzahlen. Wenn man inkl. aller Dienstleistungen (Sprachkursen z.B.) von ca. 10.000 Studierenden in Deutschland ausgehen kann, wie die verbandsinternen Statistiken belegen, dann zeigt auch dieses Kriterium, daß wir es zwar mit der kleinsten modernen Fremdsprachenphilologie zu tun haben, aber

4 Auf eine Vorversion des vorliegenden Beitrages hin hat die Mainzer Arbeitsstelle in einer Mail vom 9.5.16 bestätigt, daß die hier formulierte Analyse richtig ist. Die Einordnung der Slavistik unter die kleinen Fächer ist tatsächlich nur historisch verständlich und geht auf das Potsdamer Vorgängerprojekt zurück.

5 Vgl. <http://www.kleinefaecher.de/in-abgrenzung-zu-spezialgebieten/>.

nicht mit einem Kleinen Fach und erst recht nicht mit einer Orchidee.⁶

3. Geisteswissenschaften und Hochschulpolitik

Wir wollen an dieser Stelle auf die Gedanken aufmerksam machen, die Hans Ulrich Gumbrecht (Stanford) auf einem Festvortrag am 11. Mai 2015, fast genau vor einem Jahr also, auf der Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz vorgelesen hat. Der Vortrag hatte den Titel „Die ewige Krise der Geisteswissenschaften – und wo ist ein Ende in Sicht?“⁷. Geisteswissenschaftliche Fächer müssen in ihr Kalkül unbedingt auch solchen Input einbeziehen, den Unileitungen ihrerseits bekommen, denn solch ein Input wird früher oder später, direkt oder indirekt irgendwo Folgen zeitigen, was man u.a. auch daran sieht, daß der gleiche Redner seinen Vortrag auf Einladung einer Hochschulleitung noch einmal für die dortigen Geisteswissenschaften gehalten hat (Hamburg, 29.4.15) – eine Zusammenfassung läßt sich online nachlesen⁸.

6 Daß die Slavistik in Bezug auf ihre 'Zuständigkeit' weder areal betrachtet noch nach der Sprecherzahl noch nach der Zahl der Sprachen irgendwie „klein“ genannt werden kann, fällt nicht unter die genannten Kriterien, ist deshalb kein schlagendes Argument, stimmt aber natürlich unbestritten.

7 Der Vortrag ist öffentlich zugänglich unter der Adresse https://www.hrk.de/fileadmin/redaktion/hrk/02-Dokumente/HRK-JV_2015_-_Festvortrag_Professor_Gumbrecht.pdf.

8 Vgl. <https://www2.uni-hamburg.de/newsletter/mai-2015/gibt-es-eine-krise-der-geisteswissenschaften-vortrag-von-prof-dr-dr-h-c-mult-hans-ulrich-gum>

Gumbrecht stellt zunächst die Existenzfrage der Geisteswissenschaften in ganz radikaler Weise: könnte die Menschheit ohne sie überleben (p. 2)? In dieser allgemeinen Form gelten diese Frage und die Antwort („ja“) natürlich für weit mehr Wissenschaften, wenn nicht für alle – so müßte man ihm entgegenhalten. Provokativ muß für Hochschulpolitiker und ernüchternd für die betroffenen Geisteswissenschaften sein, wenn Gumbrecht weiter behauptet, die Exzellenzinitiative in Deutschland habe an der Krise der Geisteswissenschaften irgendetwas geändert: „Sie sind nicht schlechter, aber auch nicht besser geworden“ (p. 3). Am Geld, der Finanzierung, kann es also nicht liegen, sondern an einer „Situation der Orientierungslosigkeit“ (p. 3). Er skizziert im weiteren zunächst die Entwicklungen und Veränderungen, die die Geisteswissenschaften in Stanford durchgemacht haben: Immer öfter würden die Kurse abgewählt, wenn nur eine Wahl bestehe, sie seien also unpopulär geworden, was jedoch nicht bedeute, daß es nicht immer noch eine – kleiner gewordene – dezidiert an ihnen interessierte Gruppe Studierender gäbe. Diese Darlegungen sind insofern aufschlußreich, weil Entwicklungen in den USA sehr oft – mit der gebührenden zeitlichen Verzögerung – entsprechende Entwicklungen in Europa nach sich ziehen. Wer heute beobachtet, was sich an führenden amerikanischen Universitäten tut, weiß, was morgen (oder übermorgen) in Europa der Fall sein dürfte.

Gumbrecht fährt fort, die Genese der Geisteswissenschaften als solcher zu beleuchten, die sich – nach seinem

Verständnis – am Ende des 18. Jh. und Anfang des 19. Jh.s entwickelt haben, in der Zeit Napoleons also, nach der französischen Revolution, im Zeitalter der Aufklärung, als die Grundlagen für unser modernes Verständnis von Bürgerrechten und für demokratisch legitimierte neuzeitliche Staaten gelegt wurden. Der Autor skizziert die Veränderungen, die in der genannten Zeit stattgefunden haben, philosophiegeschichtlich, weniger kultur- und geistesgeschichtlich, wie wir es hier getan haben. Das ändert jedoch nichts an den Schlußfolgerungen: diese Neuorientierung habe notwendig gemacht, daß man sich, um die Zukunft aktiv und rational gestalten zu können, aktiv mit der Vergangenheit habe auseinandersetzen müssen. Diese „normativen Modelle für die Gegenwart“ habe die zunächst historisch ausgerichtete neue Geisteswissenschaft bereithalten können, vor allem in Deutschland, sie habe also der Gesellschaft zur Orientierung gedient. Diese Rolle sei Ende des 19. Jh.s in eine Krise geraten (p. 11), weil nunmehr die Naturwissenschaften aufkamen und, so könnte man sagen, mit ihrem Fortschrittsglauben, der Technologisierung, dem Glauben an die Machbarkeit und die Beherrschbarkeit der Natur die Geisteswissenschaften ihrer ursprünglichen Rolle als Orientierungshilfe beraubt hätten. In diesem Umschwung liege der Kern der geisteswissenschaftlichen Krise und halte bis heute an.

Nach einer gewissen Instrumentalisierung oder Anbiederung von Teilen der Geisteswissenschaften an die Diktaturen des 20. Jh.s sei nach deren Überwindung erst „eine Haltung des Quietismus“, dann aber in der Nachkriegszeit (übrigens zeitlich mit dem Aufbruch unter Kennedy und der ‘British Invasion’ mit den Beatles)

eine „Theorie-Explosion“ eingetreten (p. 12), die drei Jahrzehnte Bestand gehabt habe, in den letzten beiden Jahrzehnten aber versiegt sei. Die Universitäten würden heute – eher als früher – als „Ort der Berufsausbildung“ verstanden und hätten sich fortgesetzt sozial geöffnet (p. 13). Besonders erfolgreich seien in den letzten Jahrzehnten solche Universitäten gewesen, die sich in (relativ) kleinen Städten befänden und ihr Profil als TU mit kleiner, aber feiner Geisteswissenschaft gestaltet hätten (p. 15). Dort seien sie erfolgreich, weil sie dort die intellektuellen Herausforderungen artikulieren könnten (p. 16), die wiederum bestimmte Grundüberzeugungen anderer Disziplinen infrage stellten. Universitäten also „als Ort intellektueller Erneuerung“ (p. 18). Technik- und Naturwissenschaften könnten unsere Welt einfacher, verstehbarer machen, die Rolle der Geisteswissenschaften aber sei es, sie komplexer zu machen: neue Fragestellungen zu formulieren, „neue Fragen aufzuwerfen“ (p. 19). Geisteswissenschaften müßten „riskant denken“ und zur Komplexitätssteigerung beitragen. „Lösungen“ würden von ihr nicht erwartet (p. 19), sondern neue Denkansätze.

Gumbrecht schließt mit einigen vorsichtig formulierten Empfehlungen. Wenn Universitäten nun mal als Stätten der Berufsausbildung verstanden würden, dann brauche es so viele Hauptfach-Geisteswissenschaftler wie bislang wohl in der Tat nicht. Andere Modelle könnten aber hinzutreten: Orientierungsphasen mit obligatorischen Kursen in Geisteswissenschaften für alle, wie z.B. in St. Gallen praktiziert, mit intellektuellen Herausforderungen also, denen sich auch spätere Ingenieure und Ökonomen stellen sollten (p. 21). Ferner rät er der Geisteswissenschaft, sich

nicht am gleichen Forschungsbegriff wie die Naturwissenschaften messen zu wollen. „Kontemplation“, also die vertiefte Beschäftigung mit Texten etwa, sei eine bessere Beschreibung für einen – charakteristischen – Teil ihrer Tätigkeit (p. 22). Voller Überzeugung rät er ferner dazu, diese intellektuellen Herausforderungen stets im Dialog mit Studierenden zu suchen und dabei seine eigene Begeisterung zu zeigen (p. 22).

Diese Anregungen lassen sich auch so übersetzen: Es nutzt nichts, den geisteswissenschaftlichen Rechtfertigungsdiskurs weiter zu betreiben und immer neue Beispiele und Belege für gesellschaftliche Relevanz zu suchen oder zu konstruieren. Ebenso wenig nutzt es der Rechtfertigung der Geisteswissenschaft, immer abseitigere Analysen drittklassiger Autoren zu verfassen: derlei kann man unendlich fortsetzen, ohne daß dabei intellektuelle Herausforderungen zu meistern sind.

Was aber nutzen kann, wäre die Einsicht, daß man weder methodisch noch theoretisch den Naturwissenschaften hinterherhecheln muß, um eine Existenzberechtigung zu haben. Diese gewinnt man eher, in dem man sich mit Fächern wie Sozial- und Wirtschaftswissenschaften verbündet, gemeinsame Studienprogramme entwickelt statt sich abzuschotten. Längst wird in Fächern wie der BWL auch interkulturelle Kompetenz und Psychologie im Umgang mit Menschen gelehrt – wäre das nicht eigentlich eine Domäne der Geisteswissenschaften, so daß sich hierbei eine Zusammenarbeit anbietet? Die BWL würde und müßte erkennen, daß es andere Disziplinen gibt, die bei solchen Gegenständen die eigentlichen Fachleute sind, und die Geisteswissenschaften bräuchten noch nicht einmal einen Gedanken daran

zu verschwenden, warum solche Kompetenzen in der Gesellschaft wichtig sind: es wäre evident.

Unverzichtbar werden Geisteswissenschaften also nicht dadurch, daß sie für sich selbst immer wieder neue Forschungsfragen entwickeln, dabei aber in den Grenzen der eigenen Disziplin bleiben. Relevant werden sie in Kooperation vor allem mit den Disziplinen, die heute der Gesellschaft als Orientierung dienen: den Naturwissenschaften und der Technik, den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Es braucht also ein noch radikaleres Umdenken, was universitäre Kooperationen betrifft, grundsätzlichere Umgestaltungen von Hochschulstrukturen und gemeinsame Neuentwicklungen von Curricula. Digital Humanities sind dafür ein gutes Beispiel und ein guter Ansatz der Zusammenarbeit mit einer Disziplin (vgl. den Beitrag von Roland Meyer in diesem Heft, S. 33–39), aber noch kein Allheilmittel.

Was wir brauchen, ist also ein Mehr an Kooperation und Vernetzung, aber nicht nur zwischen den Vertretern der jeweils gleichen Disziplinen, sondern mit den Disziplinen in all den nicht-geisteswissenschaftlichen Fakultäten. Dabei spielt es dann letztlich auch keine Rolle, ob man ein kleines Fach ist oder nicht. Die Slavistik hat hier jedenfalls – wie andere Fächer auch – eine „Bringeschuld“ (Wingender, in diesem Heft, S. 9) und muß es „selbst in die Hand nehmen“ (Sonnenhauser, in diesem Heft, S. 13).